

Michael Makropoulos

## WIRKLICHKEITEN ZWISCHEN LITERATUR, MALEREI UND SOZIALFORSCHUNG

### I

Wirklichkeit, bemerkte Hans Blumenberg, sei „das, was einer Epoche als das Selbstverständlichste und Trivialste von der Welt erscheint und was auszusprechen ihr nicht der Mühe wert wird, was also gerade deshalb die Stufe der überlegten Formulierung kaum je erreicht“.<sup>1</sup> Aber spätestens im 20. Jahrhundert wurde Wirklichkeit zum problematischen Objekt der Reflexion. Denn Wirklichkeit, so könnte man mit Blumenbergs historischer Typologie der Wirklichkeitsbegriffe sagen, war jetzt alles andere als jene selbsteigene, authentische und gerade darin unwidersprechliche „Realität der momentanen Evidenz“ wie in der Antike. Aber Wirklichkeit war auch nicht mehr jene „garantierte Realität“ des Mittelalters, deren transzendente Garantiestanz via Säkularisierung philosophisch im Konzept der universellen Vernunft und politisch im Konzept der Souveränität noch weit in die Neuzeit hineinreicht und nicht nur die primäre Selbstkonstitution moderner Gesellschaft, sondern auch ihre späteren kritischen Verwerfungen angeleitet hat. Wirklichkeit ging jetzt vielmehr weitgehend in jener spezifisch neuzeitlichen, immanent generierten und immanent verbleibenden Realität als „Realisierung eines in sich einstimmigen Kontextes“ auf, die mit dem konstruktiven Vermögen autonomer Subjektivität korrespondiert und von hier aus nicht zuletzt das produktivistische Selbstverständnis europäischer Modernität gründet, das sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts in der fortschreitenden Etablierung artifizierter Wirklichkeiten manifestiert, die schließlich im frühen 20. Jahrhundert nach dem katastrophischen Ende der bürgerlichen Welt im ersten Weltkrieg und mit dem technologischen Innovationsschub seit der Jahrhundertwende bis dahin ungekannte Entfaltungsmöglichkeiten finden und fortan das moderne Wirklichkeitsverständnis bestimmen sollten.<sup>2</sup> Wirklichkeit, so könnte man bündig sagen, ist seither stets gemachte Wirklichkeit – und setzt im Gegenzug Machbarkeitserwartungen frei, wie sie vordem unbekannt waren. Aber nicht erst damit fangen die Probleme an.

Charakteristisch für das neuzeitliche Wirklichkeitsverständnis ist, daß Wirklichkeit hier – anders als im antiken und im mittelalterlichen – im Singular nicht zu

---

<sup>1</sup> Hans Blumenberg: Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans. In: Hans Robert Jauss (Hrsg.), *Nachahmung und Illusion (Poetik und Hermeneutik 1)*, München 1964, S. 9-27, hier S. 10.

<sup>2</sup> Blumenberg (Amn. 1), S. 10ff.

haben ist, daß sich die Pluralität von Wirklichkeiten logisch zur unvermittelbaren Heterogenität steigern kann, und daß sie sich historisch-soziologisch im Verlauf der Selbstkonstitution moderner Gesellschaft auch genau dahin entwickelt hat. Schließlich kann von einstimmiger Kontextualität sinnvoll nur in Abhebung, Abgrenzung, wenn nicht im Kontrast zu anderen Kontexten die Rede sein, so daß jede kontextuell realisierte Wirklichkeit gerade in ihrer Kontextualität der Verfügbarkeit von anderen Kontexten her schlechterdings unüberschreitbare Grenzen setzt. Wenn aber „die Neuzeit nicht mehr die Epoche eines homogenen Wirklichkeitsbegriffes ist“, wie Blumenbergs Basisthese lautet, dann vollzieht sich „die Herrschaft eines bestimmten ausgeprägten Realitätsbewußtseins“ nicht nur „in der Auseinandersetzung mit einer anderen schon formierten oder sich formierenden Möglichkeit, von Wirklichkeit betroffen zu werden“, sondern findet genau darin, in der je anderen Wirklichkeit, auch ihre unabweisbare Grenze. Und das signalisiert ein viertes Wirklichkeitsverständnis, das jede kontextuelle Realisierung begleitet wie ein Schatten, nämlich Wirklichkeit als widerständige, beunruhigende und nicht selten bedrohliche „Realität als das dem Subjekt nicht Gefügige“, wenn nicht am Ende als das „ganz und gar Unverfügbare“, wie Blumenberg formulierte, „von dem nachträglich nur noch behauptet, aber nicht mehr vorgestellt werden kann, daß es aus einem freien und konstruktiven Prozeß des Erdachtwerdens einmal hervorgegangen sein könnte“.<sup>3</sup>

Blumenberg hatte dabei vor allem das im Blick, was sich unbeschadet aller Fortschritte wissenschaftlich-technischer Weltbeherrschung „nicht als bloßes Material der Manipulation (...) unterwerfen läßt“, sondern „in der Technisierung nur scheinbar und zeitweise in Dienst genommen worden ist, um sich dann in seiner überwältigenden Eigengesetzlichkeit“ geradezu als ein „factum brutum“ zu „enthüllen“.<sup>4</sup> Aber das Problematische moderner Wirklichkeit, das jede Erwartung ihrer Selbstverständlichkeit oder wenigstens doch ihrer Unbezweifelbarkeit enttäuscht, resultiert nicht erst aus der Verselbständigung konstruktiver Prozesse; das Problematische moderner Wirklichkeit haftet auch nicht der bloßen Simultanpräsenz heterogener Wirklichkeitskonstruktionen an, die spätestens mit der fortschreitenden Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaften im Laufe des 19. Jahrhunderts unabweisbar wird. Das Problematische moderner Wirklichkeit resultiert vielmehr aus dem komplexen Ensemble dieser kontextuellen Realisierungen, dessen spezifische Qualität nicht mehr auf ein ontologisches, sondern auf ein soziologisches und damit auf ein völlig neues Wirklichkeitskriterium, wenn nicht überhaupt auf einen neuen, bis ins 19. Jahrhundert

---

<sup>3</sup> Blumenberg (Anm. 1), S. 13f.

<sup>4</sup> Blumenberg (Anm. 1), S. 14. Zur Technisierung vgl. Hans Blumenberg: Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie. In: Ders., Wirklichkeiten in denen wir leben, Stuttgart 1981, S. 7-54.

hinein unbekanntem Objektivitätstyp verweist.<sup>5</sup> Denn gerade die soziale Wirklichkeit hatte sich in dessen Verlauf als etwas erwiesen, das ebenso gestaltbar wie eigendynamisch, ebenso verfügbar wie unverfügbar, ebenso veränderbar wie veränderlich und in dieser Ambivalenz von Manipulierbarkeit und Zufälligkeit der Inbegriff einer kontingenten, auch anders möglichen und gerade darin problematischen Wirklichkeit war.<sup>6</sup> Und wenn mit der Formel vom ‚Problematisch-Werden der Gesellschaft im 19. Jahrhundert‘ mehr gemeint sein soll als die bloße Auflösung traditionaler Vergesellschaftung durch vielfältige Modernisierungsprozesse, dann ist es diese Ambivalenz der sozialen Wirklichkeit, die vor allem in den entstehenden modernen Großstädten von metropolitaner Größe nach und nach unabweisbar wurde.<sup>7</sup>

## II

Auf diese Situation antworten nicht zuletzt ästhetische und sozialwissenschaftliche Diskurse und Praktiken. Diskurspolitisch sind die Dinge dabei mittlerweile bis in die impliziten strategischen Dispositionen der jeweiligen ‚Akteure‘ einigermaßen klar: „Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts“, erklärt Wolf Lepenies, „streiten Literatur und Soziologie um den Anspruch, der modernen Zivilisation eine Schlüsselorientierung zu liefern“ und „die angemessene Lebenslehre der Industriegesellschaft zu sein.“<sup>8</sup> Diskurssystematisch liegen die Dinge aber doch etwas anders. Denn gerade dort, wo sie sich nicht normativ als Lebenslehre, sondern analytisch als Reflexionsinstrument der Moderne begriffen haben, standen sozialwissenschaftliche Konzepte nicht in Konkurrenz, sondern in einer spezifischen Komplementarität zu ästhetischen Konzepten. Und dort, wo es allererst um die Frage der adäquaten Wahrnehmung, Erfassung und Beschreibung moderner Wirklichkeiten als Voraussetzung ihrer ästhetisch oder sozialwissenschaftlich elaborierten Reflexion ging, wird mit der klassischen Moderne des frühen 20. Jahrhunderts ein signifikanter Wissenskomplex konturierbar, in dem sozialwissenschaftliche und ästhetische Wirklichkeitskonzepte ein funk-

<sup>5</sup> Zur Entdeckung des Sozialen als eigenqualitativem „Objektivitätstyp“, der „weder auf die Natur (...) noch auf Objekte, auf Techniken und Maschinen“ verweist vgl. François Ewald: Der Vorsorgestaat. Frankfurt/M. 1993, S. 19ff.

<sup>6</sup> Zur logisch-ontologischen Ambivalenz und zur historisch-ontologischen Varianz von Kontingenz vgl. Michael Makropoulos: Modernität und Kontingenz. München 1997, bes. S. 13-32. Zur „Entdeckung der Gestaltbarkeit von Gesellschaft“ vgl. Adalbert Evers/Helga Nowotny: Über den Umgang mit Unsicherheit. Frankfurt/M. 1987, bes. S.17-58 u. S. 296-330.

<sup>7</sup> Zum Sachgehalt dieser Formel vgl. prägnant Wolfgang Eßbach: Vernunft, Entwicklung, Leben. In: Frithjof Hager/Hermann Schwengel (Hrsg.), Wer inszeniert das Leben?, Frankfurt/M. 1996, S. 269-280, hier S. 274ff.

<sup>8</sup> Wolf Lepenies: Der Krieg der Wissenschaften und der Literatur. In: Ders., Gefährliche Wahlverwandtschaften, Stuttgart 1989, S. 61-79, hier S. 61. Ausführlich vgl. Wolf Lepenies: Die drei Kulturen. München 1985.

tionelles Kontinuum bilden, das mindestens die pauschale Dichotomisierung von ästhetischer Erfahrung und sozialwissenschaftlicher Erkenntnis fraglich macht, die sich als besondere Variante der Dichotomie von Gefühlskultur und Verstandeskultur durch den Diskurs der Moderne zieht.<sup>9</sup>

Spätestens in der Klassischen Moderne, so kann man thesenhaft formulieren, bauen sich ästhetische Erfahrung und sozialwissenschaftliche Erkenntnis zentral von technisch-methodischen Problemstellungen her auf, indem sie die prinzipielle Gegenstandsunsicherheit der Wahrnehmung, Erfassung und Beschreibung moderner Wirklichkeiten produktiv wenden und zum positiven Ausgangspunkt ihrer Verfahren machen. Diese Verfahren weisen nicht nur über die vordergründige Entgegensetzung von Konkretion und Abstraktion in der klassischen Modemitäts-Semantik hinaus – auch wenn sie diese zunächst ausfalten –, sondern führen in einen Horizont kalkulierter ästhetischer und sozialwissenschaftlicher Realitätskonstruktionen, die einen prinzipiellen Erfahrungs- und Erkenntnistotalitätsanspruch erheben, indem sie erklärtermaßen auf die Überwindung des Impressionismus in seinen verschiedenen gattungsspezifischen Spielarten zielen.<sup>10</sup> Operative Matrix dieser Realitätskonstruktionen ist die grundsätzliche Infragestellung realienbezogener Verfahren der Wirklichkeitserschließung und die Entwicklung realitätsbezogener Verfahren, die den Akzent nicht sosehr auf die Konstitutionselemente, sondern eher auf die Konstitutionsprinzipien moderner Wirklichkeiten setzen. Es sind jene Verfahren, die sich trotz fließender Übergänge typologisch entweder in kombinatorischen Montagen oder in abstrahierenden Synthesen manifestieren und in diesem doppelten Konstruktivismus moderne Wirklichkeiten auf zwei signifikante Weisen als inevidente Wirklichkeiten konzeptualisieren: Fragmentierung und Sinnentleerung der Wirklichkeit auf der einen Seite, Perspektivierung und Unüberschaubarkeit der Wirklichkeit auf der anderen Seite. Exemplarisch für diese Konzepte sind nicht zuletzt zwei Studien mit ausgesprochenem Avantgardeanspruch, die um 1930 nicht nur vor dem Hintergrund sehr verschiedener intellektueller Kulturen in

---

<sup>9</sup> Der kunsthistorische Epochenbegriff der ‚Klassischen Moderne‘ bezeichnet zusammenfassend die verschiedenen Strömungen vor allem in der Malerei der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dazu vgl. Karin von Maur: Die Klassische Moderne. In: Malerei und Plastik des 20. Jahrhunderts, bearbeitet von Karin von Maur und Gudrun Inboden, Stuttgart 1982, S. 9-34. Zur kultur- und sozialgeschichtlichen Verwendung des Begriffs als „Kennzeichnung der gesamten soziokulturellen Epochenlage“ in Europa etwa von 1880-1930 vgl. Detlev J. K. Peukert: Die Weimarer Republik 1918-1933. Frankfurt/M. 1987, S. 11 bzw. 166. Sofern der Begriff von seinem Sachgehalt her den Zeitraum bezeichnet, in dem alle, auch die problematischen und katastrophischen Seiten von Modernität, zur Entfaltung kamen, wäre allerdings mindestens die Zeit bis 1945 in diese Epochenbezeichnung einzubeziehen.

<sup>10</sup> Der Begriff der ‚Konstruktion‘ bzw. des ‚Konstruktivismus‘ wird hier nicht im Sinne des sogenannten ‚radikalen Konstruktivismus‘ verwendet, sondern im Sinne dessen, was für diesen Konstruktionen ‚erster Ordnung‘, also Konstruktionen im Sinne objektiver Artefakte sind. Dazu vgl. aus soziologischer Perspektive pointiert Niklas Luhmann: Am Ende der kritischen Soziologie. In: Zeitschrift für Soziologie 20 (1991), S. 147-152.

Deutschland und Österreich entstanden, sondern auch sehr verschiedene Paradigmen empirischer Sozialforschung repräsentieren, nämlich Siegfried Kracauers „Die Angestellten“ und Marie Jahodas, Paul Lazarsfelds und Hans Zeisels „Die Arbeitslosen von Marienthal“.

### III

1882 betrug das statistische Verhältnis von Angestellten zu Arbeitern in Deutschland 1 zu 21, 1925 1 zu 4. Die Angestellten, hat René König betont, waren „die entscheidende neue Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts, die für die moderne Gesellschaft von struktureller Bewandtnis ist“.<sup>11</sup> Aber 1929 noch war „die Wirklichkeit der Angestellten“ schlicht „unbekanntes Gebiet“, wie Kracauer erklärte. Deshalb betrachtete er seinen Versuch, sie „zu erfassen“ auch als „kleine Expedition (...), die vielleicht abenteuerlicher als eine Filmreise nach Afrika ist“, weil sie über die Angestellten in eine andere unbekanntere Wirklichkeit führte, nämlich „ins Innere der modernen Großstadt“. Schließlich war die Wirklichkeit der Angestellten nicht nur „ein gut Teil der Wirklichkeit Berlins“, sondern als spezifisch moderne Wirklichkeit überhaupt nur in Berlin zu erfassen, „wo die Bindungen an Herkunft und Scholle so weit zurückgedrängt“ waren, daß eigenständige urbane Lebens- und Kulturformen entstehen konnten. Berlin war eben „die Stadt der ausgesprochenen Angestelltenkultur, das heißt einer Kultur“, wie er hinzufügte, „die von Angestellten für Angestellte gemacht und von den meisten Angestellten für eine Kultur gehalten wird“.<sup>12</sup> Außerdem konnte „die Wirklichkeit“ ohnehin „nur von ihren Extremen her (...) erschlossen werden“, wie er im Vorwort der Studie erklärte, und „die Lage der Angestelltenschaft“ stellte sich in Berlin einfach „am extremsten“ dar.<sup>13</sup>

Die Wirklichkeit der Angestellten war für Kracauer allerdings wie die Wirklichkeit der Metropole nicht zuletzt deshalb von geradezu exotischer Qualität, weil sie sich den üblichen Erschließungsverfahren entzog, zu denen inzwischen auch die Reportage gehörte, die seit Mitte der 20er Jahre in Deutschland zur privilegierten „Darstellungsart“ geworden war, indem sie als „Selbstanzeige des konkreten Daseins“ einen „Hunger nach Unmittelbarkeit“ stillte, „der ohne Zweifel die Folge der Unterernährung durch den deutschen Idealismus“ war. „Aber das Dasein ist nicht dadurch gebannt, daß man es in einer Reportage

---

<sup>11</sup> René König: Zur Soziologie der Zwanziger Jahre oder Epilog zu zwei Revolutionen, die niemals stattgefunden haben, und was daraus für unsere Gegenwart resultiert. In: Ders., Soziologie in Deutschland, München 1987, S. 230-257, hier S. 233.

<sup>12</sup> Siegfried Kracauer: Die Angestellten. In: Ders., Schriften, Bd. 1, Frankfurt/M. 1971, S. 205-304, hier S. 215f.

<sup>13</sup> Kracauer (Anm. 12), S. 207.

bestenfalls noch einmal hat. Sie ist ein legitimer Gegenschlag gegen den Idealismus gewesen; mehr nicht. Denn sie verliert sich nur in dem Leben, das dieser nicht finden kann“ und das beiden „gleich unnahbar ist.“ Schließlich verwies schon der Begriff der Wirklichkeit auf ein Ganzes, das mehr war als die bloße Summe seiner Teile. Deshalb ließen sich auch „hundert Berichte aus einer Fabrik (...) nicht zur Wirklichkeit der Fabrik addieren, sondern bleiben bis in alle Ewigkeit hundert Fabrikansichten. Die Wirklichkeit ist eine Konstruktion. Gewiß muß das Leben beobachtet werden, damit sie erstehe. Keineswegs jedoch ist sie in der mehr oder minder zufälligen Beobachtungsfolge der Reportage enthalten, vielmehr steckt sie einzig und allein in dem Mosaik, das aus den einzelnen Beobachtungen auf Grund der Erkenntnis ihres Gehalts zusammengesetzt wird.“ Die Reportage hatte damit für Kracauer nicht nur etwas Zufälliges, sondern auch etwas Äußerliches, beinahe Oberflächliches. Einsicht in die Wirklichkeit ermöglichte sie gerade nicht, verstellte sie am Ende vielleicht sogar. Denn „die Reportage photographiert das Leben; ein solches Mosaik wäre sein Bild“.<sup>14</sup> Und dieses Mosaik entstand zwar auf der materialen Basis unterschiedlichster Daten wie „Zitaten, Gesprächen und Beobachtungen an Ort und Stelle“, die „nicht als Exempel irgendeiner Theorie, sondern als exemplarische Fälle der Wirklichkeit gelten“ wollten.<sup>15</sup> Aber es ging nicht darin auf.

Kracauer hat sich hier nicht von der Chicagoer Stadtsoziologie Robert E. Parks abgegrenzt, der die moderne Großstadt 1915 gerade aus der Erfahrung der Reportage heraus als „Mosaik kleiner Welten“ gefaßt hat, „die einander berühren aber nicht ineinanderdringen“.<sup>16</sup> Kracauer hat sich vielmehr von der Neuen Sachlichkeit, und hier wiederum besonders von ihren literarischen Tendenzen abgegrenzt, für die es nicht mehr darum ging, „zu dichten“, weil „das wichtigste“ jetzt „das Beobachtete“ war, wie Joseph Roth 1927 in seinem Roman *Die Flucht ohne Ende* erklärt hatte.<sup>17</sup> Genau darin aber, in der Abkehr der Epik von der Fiktionalität, lag für Kracauer das Problem. Gewiß hatte „die europäische Welt (...) ihre Geschlossenheit eingebüßt“ und „es wäre unehrlich, sie im Abbild zu behaupten“, schrieb er in seiner Besprechung des Romans. Deshalb blieb auch „das Nebeneinander, das die Wirklichkeit bietet, (...) in dem Roman ein

---

<sup>14</sup> Kracauer (Anm. 12), S. 216.

<sup>15</sup> Kracauer (Anm. 12), S. 207.

<sup>16</sup> Robert E. Park: *The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the City Environment*. In: *American Journal of Sociology* 20 (1915), S. 577-612, hier S. 608 (aus dem Amerikanischen vom Vf.). Dazu vgl. Rolf Lindner: *Die Entdeckung der Stadtkultur*. Frankfurt/M. 1990, bes. S. 50ff., sowie Michael Makropoulos: *Der Mann auf der Grenze*. In: *Freibeuter* 35 (1988), S. 8-22. Mit Bezug auf das Wirklichkeitsproblem vgl. Michael Makropoulos: *Stadtkultur und Grenzpersönlichkeit*. In: *Sociologia Internationalis* 35 (1997), S. 27-38.

<sup>17</sup> Kracauer (Anm. 12), 216. Joseph Roth: *Die Flucht ohne Ende*. In: Ders., *Romane, Erzählungen, Aufsätze*, Köln, Berlin, Amsterdam 1964, S. 91-182, hier S. 91.

Nebeneinander“.<sup>18</sup> Aber dieses Nebeneinander, so müßte man im Sinne Kracauers hinzufügen, wurde im bewußten Verzicht auf das Fiktional-Konstruktive a tergo in seiner Inkohärenz affirmiert. Und deshalb setzte er auf eine Wirklichkeitskonstruktion, für die das Fiktionale konstitutiv ist. Vorbild dieser Wirklichkeitskonstruktion war die avantgardistische Montage, deren Bauprinzip die allegorische Kombination von Realitätsfragmenten als ästhetische Sinnstiftung in einer sinnleeren Wirklichkeit ist.<sup>19</sup> Es ist jenes ästhetische Verfahren, dem die Reflexion auf die Deontologisierung der Wirklichkeit in der Neuzeit konstitutiv ist und das jene ästhetische Autonomie begründet, die für Walter Benjamin schon im Barock angesichts einer „leeren Welt“ und eines „Trümmerfelds halber, unechter Handlungen“ versucht war, in jenen ästhetischen Souveränitätsanspruch überzugehen, der die konstruktivistischen Tendenzen der modernen Avantgarde charakterisierte und noch in Kracauers „Mosaik“ mitschwingt, „das aus den einzelnen Beobachtungen auf Grund der Erkenntnis ihres Gehalts zusammengestiftet wird“.<sup>20</sup>

Dahinter stand auch für Kracauer jene epochenkonstitutive Tendenz, in der „sich die Welt in eine sinnentleerte Realität und das Subjekt spaltet“, wie er 1922 geschrieben hatte – ein „Trümmerfeld der wesenlos gewordenen Realität“, die zum bloßen Material der Konstruktion geworden war, das dieses „freischwebende Subjekt“ nach Maßgabe jener ihm „innewohnenden (...) Ideen verarbeiten und formen muß“, die „aus der Epoche des Sinnes herübergerettet“ worden seien.<sup>21</sup> Kracauer legte seiner Diagnose damit einen emphatischen Wirklichkeitsbegriff zugrunde, der Wirklichkeit als „sinnerfüllte“ oder wenigstens doch als „durch einen höchsten transzendenten Sinn überdachte Wirklichkeit“ voraussetzte.<sup>22</sup> Und wie für Novalis, war das auch für ihn die Realität des katholischen Mittelalters.<sup>23</sup> Aber die geschichtsphilosophische Konstruktion, die seine Diagnose der metaphysischen Situation der Moderne grundierte, hatte er nicht bei Novalis, sondern bei Georg Lukács entlehnt, dessen positive Kontrastfolie für die „Substanzlosigkeit der selbstgeschaffenen Trümmerwelt“ der Neuzeit

<sup>18</sup> Siegfried Kracauer: Sibirien-Paris mit Zwischenstationen. In: Ders., Schriften, Bd. 5.2, Frankfurt/M. 1990, S. 100-103, hier S. 101.

<sup>19</sup> Vgl. Peter Bürger: Theorie der Avantgarde. Frankfurt/M. 1974, bes. S. 76-116. Bürger bezieht sich hier auf Walter Benjamin: Ursprung des deutschen Trauerspiels. In: Ders., Gesammelte Schriften, Bd. I.1, Frankfurt/M. 1974, S. 203-430, bes. S. 336-365. Dazu vgl. Siegfried Kracauer: Zu den Schriften Walter Benjamins. In: Ders., Schriften (Anm. 18), Bd. 5.2, S. 119-124.

<sup>20</sup> Benjamin (Anm. 19), S. 317f. Kracauer (Anm. 12), S. 216. Zu Benjamins Allegoriebegriff im Kontext seiner Theorie der Moderne vgl. Michael Makropoulos: Modernität als ontologischer Ausnahmezustand? München 1989, S. 28ff. bzw. S. 126-133.

<sup>21</sup> Siegfried Kracauer: Soziologie als Wissenschaft. In: Ders., (Anm. 12), S. 7-101, hier S. 13f. bzw. S. 34.

<sup>22</sup> Kracauer (Anm. 21), S. 10. Zu Kracauers Wirklichkeitsbegriff vgl. Michael Schröter, Weltzerfall und Rekonstruktion. In: Text+Kritik 68 (1980), S. 18-40.

<sup>23</sup> Vgl. Novalis: Die Christenheit oder Europa. In: Ders., Werke Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs, München 1978, Bd. 2, S. 732-750. Vgl. Kracauer (Anm. 21), S. 13 u. 34.

allerdings nicht das christliche Mittelalter, sondern die griechische Antike war.<sup>24</sup> Und das signalisiert, daß es keinem von beiden, weder Lukács noch Kracauer, um die jeweilige historische Epoche, sondern um eine bestimmte strukturelle Qualität von Wirklichkeit ging, die das Mittelalter – anders als die Neuzeit – ebenso repräsentierte wie die Antike. Es ging um ihre Homogenität. Doch anders als Lukács, der 1923 dann auf die revolutionäre Totalitätsstiftung durch das „identische Subjekt-Objekt des gesellschaftlich-geschichtlichen Entwicklungsprozesses“, nämlich das Proletariat, setzte, zielte Kracauer nicht auf eine politische Totalitätsstiftung, sondern auf die geschichtsphilosophische Deutung moderner Wirklichkeiten aus der empirischen Analyse ihrer eigenqualitativen Phänomene.<sup>25</sup> Denn „der Ort, den eine Epoche im Geschichtsprozeß einnimmt“, behauptete er 1927 programmatisch, „ist aus der Analyse ihrer unscheinbaren Oberflächenäußerungen schlagender zu bestimmen als aus den Urteilen der Epoche über sich selbst“, weil die „Unbewußtheit“ dieser Phänomene „einen unmittelbaren Zugang zu dem Grundgehalt des Bestehenden“ ermöglichte, an dessen „Erkenntnis (...) umgekehrt ihre Deutung geknüpft“ sei.<sup>26</sup> Und genau das hat er dann in der Angestellten-Studie versucht.

#### IV

Nicht das unwichtigste Detail in Kracauers methodischen Überlegungen zur Angestellten-Studie war die Prämisse, daß die Wirklichkeit „nur von ihren Extremen her (...) erschlossen werden“ konnte.<sup>27</sup> Deshalb war sein Gegenstand, eben die Berliner Angestelltenkultur als eine neue soziale Wirklichkeit, auch alles andere als beliebig, sofern diese Wirklichkeit gewissermaßen die fortgeschrittenste kulturelle Manifestation des neuzeitlichen Deontologisierungsprozesses bildete. Und vielleicht ist dieses methodische Detail am Ende das wichtigste in der langen Reihe der Momente, die seine Angestellten-Studie von der Marienthal-Studie unterscheiden. Denn die erste systematische Untersuchung über die sozialpsychologischen Folgen langdauernder Arbeitslosigkeit, die Anfang der 30er Jahre von Lazarsfeld und seinen Mitarbeitern in Österreich durchgeführt wurde, entstand nicht nur unter außergewöhnlichen, wenn nicht sogar prekären finanziellen, institutionellen und politischen Umständen; die Arbeits-

---

<sup>24</sup> Georg Lukács: Die Theorie des Romans. Darmstadt/Neuwied 1983, S. 44, zur Antike vgl. S. 21-30. Dazu vgl. Siegfried Kracauer: Georg von Lukács' Romantheorie. In: Ders., Schriften (Anm. 18), Bd. 5.1, 117-123.

<sup>25</sup> Georg Lukács: Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats. In: Ders., Geschichte und Klassenbewußtsein, Darmstadt 1988, S.170-355, hier S. 267.

<sup>26</sup> Siegfried Kracauer: Das Ornament der Masse. In: Ders., Schriften (Anm. 18), Bd. 5.2, S. 57-67, hier S. 57.

<sup>27</sup> Kracauer (Anm. 12), S. 211.



losigkeitsstudie war vielmehr von ihren Autoren überhaupt nicht als solche beabsichtigt, sondern Auftragsforschung für die sozialistische Partei, die das eigentliche Vorhaben der Forschungsgruppe, nämlich eine Studie über die proletarischen Lebens- und Kulturformen im ‚Roten Wien‘, angesichts der anhaltenden Wirtschaftskrise als geradezu unanständig verwarf.<sup>28</sup> Daß die Forschungsgruppe ihren ursprünglichen Gegenstand, eben die Arbeiterkultur, die in Wien mittlerweile zur Normalität geworden war, aber problemlos gegen einen sehr anderen, nämlich den sozialen Ausnahmezustand massenhafter Arbeitslosigkeit austauschte, als existiere für sie der Unterschied zwischen Regel und Ausnahme nicht, bekräftigt die Vermutung, daß es ihnen möglicherweise überhaupt nicht um bestimmte soziale Phänomene ging, wie akut diese auch immer sein mochten. Und es signalisiert, daß der manifeste Gegenstand der Marienthal-Studie tatsächlich nicht ihr eigentlicher, sondern ein soziales Phänomen unter anderen war, die Lazarsfeld und seine Mitarbeiter ebensogut hätten untersuchen können. Worum es eigentlich ging, war die Entwicklung von Methoden zur objektiven Erschließung der sozialen Wirklichkeit, deren spezifische Qualität weder in bloßer statistischer Quantifizierung, noch in bloßer phänomenologischer Beschreibung erschlossen werden konnte.

„Zwischen den nackten Ziffern der offiziellen Statistik und den allen Zufällen ausgesetzten Eindrücken der sozialen Reportage“, schrieb Lazarsfeld in der Einleitung zur Studie, „klafft eine Lücke, die auszufüllen der Sinn unseres Versuches ist“.<sup>29</sup> Deshalb war „bloße Beschreibung (...) nicht genug“, wie er später ergänzte. Wer nämlich „hinter die Dinge kommen wollte, mußte eine Vielzahl von Angaben über den Forschungsgegenstand erheben – genauso, wie die genaue Beschaffenheit eines Gegenstands in weiterer Entfernung nur dadurch bestimmt werden kann, daß man ihn von verschiedenen Seiten und Richtungen betrachtet“.<sup>30</sup> Aber auch dieser Polyperspektivismus war noch nicht alles. „Der oft behauptete Widerspruch zwischen ‚Statistik‘ und phänomenologischer Reichhaltigkeit war sozusagen vom Anbeginn unserer Arbeiten ‚aufgehoben‘, weil gerade die Synthese der beiden Ansatzpunkte uns als die eigentliche Aufgabe erschien.“ Voraussetzung dieser Synthese war allerdings, „das subjektive Moment, das jeder Beschreibung eines sozialen Tatbestandes anhaftet“, da-

---

<sup>28</sup> Zur Entstehung der Studie vgl. retrospektiv Marie Jahoda: Ich habe die Welt nicht verändert. In: Matthias Greffrath (Hg.), *Die Zerstörung einer Zukunft*, Reinbek 1979, S. 103-144; Paul E Lazarsfeld: Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung. In: Talcott Parsons, Paul E Lazarsfeld, Edward Shils, *Soziologie – autobiographisch*, Stuttgart 1975, S. 147-225; Hans Zeisel: *L' École viennoise des recherches de motivation*. In: *Revue Française de Sociologie*, 9 (1968), S. 3-12.

<sup>29</sup> Marie Jahoda, Paul F Lazarsfeld, Hans Zeisel: *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Frankfurt/M. 1975, S. 24.

<sup>30</sup> Lazarsfeld (Anm. 28), S. 159.

durch „auf ein Minimum zu reduzieren“, daß man „alle Impressionen wieder verwarf“, für die „keine zahlenmäßigen Belege“ gefunden werden konnten.<sup>31</sup>

Die Quantifizierbarkeit der Beobachtungen war damit zunächst einmal das zentrale Objektivitätskriterium und so die notwendige Bedingung dieser objektiven Synthese. Die zureichende Bedingung aber war die „Methode der Interpretation“, nämlich die „integrale Interpretation“ von heterogenen objektivierten Daten mit Hilfe „generalisierender Formeln“, die „über die konkreten Daten weit hinaus“ gehen und sie damit überhaupt in eine plausible Beziehung zueinander setzen. Erst das führte zum gewünschten Effekt. „Basis“ dieser „integralen Interpretation“ war also „immer eine Reihe von spezifischen, quantitativen Daten. Das Gemeinsame an ihnen ist herausgearbeitet und dann in einem Begriffsbild so zusammengefaßt, daß man weitere Folgerungen ableiten kann; nicht mit logischer Notwendigkeit, aber mit großer Plausibilität und geleitet von zusätzlichem Wissen und allgemeiner Erfahrung. Es handelt sich nicht um eine Theorie, eine Zurückführung auf andere Gesetze oder präzise Zusammenhänge; es ist vielmehr ein Zwischending zwischen einer Analogie und dem, was man heute ein Modell nennt“, wie Lazarsfeld dann retrospektiv diesen neuen Forschungsstil beschrieben hat.<sup>32</sup>

Modelle sind, anders als Analogien, die realistisch auf die Phänomene bezogen bleiben, neutralisierende Abstraktionen und gerade dadurch prinzipiell auf alle möglichen, also auch die nicht präsenten Phänomene anwendbar. Und Lazarsfelds Metaphorik signalisiert, daß in seinem Konzept der „integralen Interpretation“ eben jenes genuin naturwissenschaftliche Verfahren steckt, das aus planvoll konstruierten und deshalb artifiziellen Erkenntnischemata „weitere Folgerungen“ ableitet. Denn „bewußte Naturerkenntnis“, erklärte 1876 Heinrich Hertz, war nichts anderes als die Konstruktion von „Modellen“, die als „Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände“ „unsere Vorstellungen von den Dingen“ waren. Und ihre „wichtigste Aufgabe“ bestand darin, „zukünftige Erfahrungen vorauszusehen, um nach dieser Voraussicht unser gegenwärtiges Handeln einrichten zu können“.<sup>33</sup> Empirische Sozialforschung, wie sie der Mathematiker Lazarsfeld konzipierte, wurde zwar in diesem Sinne zum Versuch, naturwissenschaftliche Wissenstechniken auf soziale Phänomene anzuwenden. Aber die methodische Pointe Lazarsfelds war die objektivierende Synthese der heterogenen Daten in jenem „Zwischending“ zwischen Analogie und Modell, dessen Medium die Quantifizierung war. Und was er als „integrale Interpretation“

---

<sup>31</sup> Jahoda, Lazarsfeld, Zeisel (Anm. 29), S. 14 bzw. 25.

<sup>32</sup> Jahoda, Lazarsfeld, Zeisel (Anm. 29), S. 17.

<sup>33</sup> Heinrich Hertz: Die Prinzipien der Mechanik. Zit. n. Werner Heisenberg, Das Naturbild der modernen Physik, Reinbek 1979, S. 112. Dazu vgl. mit Blick auf die österreichische Theorietradition im frühen 20. Jahrhundert Allan Janik/Stephen Toulmin: Wittgensteins Wien. München 1984, S. 190ff.

on“ bezeichnet hat, könnte man über die Applikation naturwissenschaftlicher Verfahren auf soziale Sachverhalte hinaus, als Synthese von Konkretion und Abstraktion beschreiben, die jene neue Evidenzdimension überhaupt erst schaffen sollte, die der spezifischen Qualität sozialer Wirklichkeiten adäquat wäre. Deshalb war es für Lazarsfelds, Jahodas und Zeisels beinahe fiktive „Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle“, die ihrerseits ein Zwischending zwischen einem Forschungsinstitut und einem intellektuellen Lebensstil war, auch prinzipiell gleichgültig, ob sie ein arbeitsloses Dorf untersuchte oder die Freizeitkulturen des Wiener Proletariats, oder, wie Lazarsfeld den Sachverhalt später mit nachhaltigem Skandaleffekt angesichts der erfolgreichen Institutionalisierung dieses Forschungsstils pointierte, Wahlentscheidungen oder Kaufentscheidungen.<sup>34</sup>

Was Lazarsfeld als Integral von Objektivität und Empathie, als Synthese von „Statistik und einführender Beschreibung“ konzipierte, war damit mehr und anderes als auf Gesellschaft applizierter naturwissenschaftlicher Positivismus.<sup>35</sup> Vielleicht war Lazarsfelds Projekt überhaupt dem eines anderen – wenn auch fiktiven – Wiener Mathematikers näher, der angesichts der Inevidenz moderner Wirklichkeiten ein „Generalsekretariat für Genauigkeit und Seele“ forderte.<sup>36</sup> Denn für den „Mann ohne Eigenschaften“ in Robert Musils Romantorso war nicht zuletzt die soziale Welt zu einer „Welt von Eigenschaften ohne Mann geworden“, in der die Wirklichkeit nicht mehr auf den Menschen konvergierte.<sup>37</sup> Das setzte zwar jenen „Möglichkeitssinn“ frei, den er dem „Wirklichkeits-sinn“ konfrontierte und aus dem er seine Vision eines mundanen „Gesamtlaboratoriums“ ableitete, einer „großen Versuchsstätte, wo die besten Arten, Mensch zu sein, durchgeprobt und neue entdeckt werden müßten“.<sup>38</sup> Aber andererseits war die Vermutung nicht abzuweisen, daß es in dieser „Experimentalgemeinschaft“ zumindest „im Moralischen genau so zugehe wie in der kinetischen Gastheorie: alles fliegt regellos durcheinander, jedes macht, was es will, aber wenn man berechnet, was sozusagen keinen Grund hat, daraus zu entstehen, so ist es gerade das, was wirklich entsteht“. Das war „der sogenannte Fortschritt oder der geschichtliche Zustand“. Und das wichtigste war, „daß es dabei auf unsere persönliche, einzelne Bewegung gar nicht ankommt“, wie der „Mann ohne Eigenschaften“ den Sachverhalt radikalisierte. „Wir können rechts oder

<sup>34</sup> Lazarsfeld (Anm. 28), S. 155. Dazu vgl. Michael Pollak: Paul F. Lazarsfeld – Gründer eines multinationalen Konzerns. In: Wolf Lepenies (Hg.), *Geschichte der Soziologie*, Bd. 3, Frankfurt/M. 1981, S. 157 - 203, sowie Paul Neurath: Paul Lazarsfeld und die Institutionalisierung empirischer Sozialforschung. In: Ilja Srubar (Hg.), *Exil, Wissenschaft, Identität*, Frankfurt/M. 1988, S. 67-105.

<sup>35</sup> Jahoda, Lazarsfeld, Zeisel (Anm. 29), S. 15.

<sup>36</sup> Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 1, Reinbek 1978, S. 583.

<sup>37</sup> Musil (Anm. 36), S. 150.

<sup>38</sup> Musil (Anm. 36), S. 16 bzw. 152.

links, hoch oder tief denken und handeln, neu oder alt, unberechenbar oder überlegt: es ist für den Mittelwert ganz gleichgültig, und Gott und Weit kommt es nur auf ihn an, nicht auf uns.“<sup>39</sup> Man konnte tun, was man wollte, „sagte sich der Mann ohne Eigenschaften achselzuckend“ – es kam „in diesem Gefilz von Kräften nicht im geringsten darauf an“.<sup>40</sup>

## V.

Wenn Musils Romanheld angesichts der statistischen Realität der Moderne ein „Weltsekretariat der Genauigkeit und Seele“ forderte, „damit auch die Leute, die nicht in die Kirche gehn, wüßten, was sie zu tun haben“, dann war das eine Konsequenz aus dem Umstand, daß dieses „Abstraktwerden des Lebens“ auch das definitive Ende der „erzählerischen Ordnung“ bedeutete – jener eindimensionalen Ordnung, an der „das private Leben noch festhält, obgleich öffentlich alles schon unerzählerisch geworden ist und nicht einem ‚Faden‘ mehr folgt, sondern sich in einer unendlich verwobenen Fläche ausbreitet“.<sup>41</sup> „Jedes ethische Geschehen“ bekam damit unabweisbar mehrere „Seiten“, wie Musil 1921 mit Blick auf die modernen Ambivalenzphänomene in einem zeitdiagnostischen Essay erklärt hatte; „nach der einen ist es gut, nach der anderen böß, nach einer dritten irgend etwas, von dem erst recht nicht feststeht, ob es gut oder böß ist. Gut erscheint nicht als Konstante, sondern als variable Funktion“. Und es war „einfach eine Schwerfälligkeit des Denkens, daß wir für diese Funktion noch keinen logischen Ausdruck gefunden haben, der dem Bedürfnis nach Eindeutigkeit genügt, ohne die Vieldeutigkeit der Tatsachen zu drücken; die Sittlichkeit wird so wenig an ihm zusammenbrechen, wie die Mathematik daran gestorben ist, daß die gleiche Zahl das Quadrat zweier verschiedener Zahlen sein kann“.<sup>42</sup> Außerdem hatte man immerhin einen ästhetischen Ausdruck für diese „Funktion“ gefunden, wie man Musils Gedanken weiterführen könnte, nämlich in der kubistischen Malerei.

Der kontextuellen Vervielfältigung der Wirklichkeit entsprach die Standpunktabhängigkeit des Sehens und die damit verbundene Einsicht, daß jede Totalität in einzelne, gegeneinander nicht privilegierbare Perspektiven zerfiel. Das führte die Kubisten zunächst dazu, die Gegenstände der Dingwelt zu zerlegen, und ihre verschiedenen Innen- und Außenansichten frei ineinander zu verschränken,

<sup>39</sup> Musil (Anm. 36), S. 490f.

<sup>40</sup> Musil (Anm. 36), S. 13. „Alles könnte anders sein – und fast nichts kann ich ändern“ lautete vierzig Jahre später die soziologische Formulierung dieses Sachverhalts. So Niklas Luhmann: Komplexität und Demokratie. In: Ders., Politische Planung, Opladen 1971, S. 35-45, hier S. 44.

<sup>41</sup> Musil (Anm. 36), S. 741 f. bzw. 650.

<sup>42</sup> Robert Musil: Die Nation als Ideal und Wirklichkeit. In: Ders., Gesammelte Werke (Anm. 36), Bd. 2, S. 1059-1075, hier S. 1073.

so daß Inneres und Äußeres der Objekte gleichzeitig aus verschiedenen Gesichtswinkeln gesehen wurde. Der Kubismus brach auf diese Weise nicht nur mit der Zentralperspektive und der illusionistischen Beleuchtung der Gegenstände, die seit der Renaissance die Wahrnehmung auf die räumliche und materiale Integrität des Gegenstandes gegründet hatte; der Kubismus zielte darüber hinaus auf die prinzipielle Überwindung der Perspektivität überhaupt, um so das Wesen der Gegenstände zu erschließen, das gleichsam als analytische Form aus ihrer freigelegten Struktur abgehoben werden sollte.<sup>43</sup> „Die erstaunliche Neuerung der Einführung mehrerer Ansichten desselben Gegenstandes, den man von oben, von der Seite, von vom gesehen darstellte“, hat Arnold Gehlen erklärt, sei „eine Folge des Entschlusses, die standpunktsbezogene Erscheinungsmalerei aufzugeben“ und so „den Gegenstand ‚selbst‘, seinen vollen ‚Begriff‘ in die Darstellung zu zwingen; so daß nichts hinderte, mittels mehrerer Ansichten desselben Gegenstandes eine ‚analytische Beschreibung‘ von ihm zu geben“.<sup>44</sup> Aber die potentielle Gesamtheit der Perspektiven war unendlich, sofern immer neue Einzelperspektiven interpolierbar waren. Entscheidend war deshalb die Verwandlung des „fragmentarischen Ansichtsbilds in ein ganzheitliches Vorstellungsbild“, wie Werner Haftmann den Sachverhalt mit Blick auf das virtuell Konstruktive gefaßt hat, das bereits im ‚analytischen Kubismus‘ steckt. Dazu bedurfte es freilich eines weiteren, synthetisierenden Moments, das kein Widerruf des analytischen war, sondern dessen weiterführende Ergänzung. Es war geradezu „logisch“, betonte Haftmann, die „analytische Interpretation des Gegenstandes zu verlassen und im synthetischen Umgang mit der Form selbst Gegenstände herzustellen, die sich entweder als Unvergleichbares der Natur gegenüberstellten oder den natürlichen Gegenstandsformen eine Eindringlichkeit und Wirklichkeit gaben, mit der sie bisher noch nicht gesehen wurden“.<sup>45</sup> Die kubistische Lösung des modernen Wirklichkeitsproblems lag damit in jener Reduktion aufs Elementare, die sich zwar nicht radikal von der gegenständlichen Vorgabe befreite, aber durch die analytische Summe ihrer perspektivischen Ansichten hindurch doch gleichsam auf den synthetischen Quotienten der konstitutiven Prinzipien dieser Vorgabe zielte und die vollständige Abstraktion vorbereitete, die dann im Suprematismus und im Neoplastizismus vollzogen wurde.

---

<sup>43</sup> Zur Kontingenz auch der zentralperspektivischen Projektion vgl. Max Imdahl: Giotto – Arefresken. München 1988, S. 20.

<sup>44</sup> Arnold Gehlen: Zeit-Bilder. Frankfurt/M., Bonn 1965, S. 91.

<sup>45</sup> Werner Haftmann: Malerei im 20. Jahrhundert. München 1987, S. 125 bzw. 147.

## VI

Kracauers und Lazarsfelds visuelle Metaphorik ist vor diesem Hintergrund mehr als bloße Metaphorik. Denn ihre methodischen Konzepte verweisen nicht nur allgemein auf das Verfahrenskontinuum, das im Kubismus von der Gegenständlichkeit in die Abstraktion führte und für die moderne Malerei von entscheidender Bedeutung war. Ihre methodischen Konzepte positionieren sich vielmehr sehr verschieden zu seiner funktionellen Disposition. Indem Kracauer von der Allegorie her ein Konzept der kombinatorischen Montage in die soziologische Realitätskonstruktion einführt, akzentuiert er damit gewissermaßen die prä-abstrakte Seite des kubistischen Kontinuums und blockiert durch seine Insistenz auf die konkreten Phänomene den Weg in die Abstraktion. Anders dagegen Lazarsfeld. Indem er auf das Integral von Analogie und Modell, also auf das Integral von Konkretion und Abstraktion setzt, führt er über die kombinatorische Montage hinaus ein Verfahren der abstrahierenden Synthese in die soziologische Realitätskonstruktion ein, das im Begriffsbild nicht nur beide Seiten des kubistischen Verfahrenskontinuums aufnimmt, sondern dessen abstrakt-synthetische Seite in der Quantifizierung zum Objektivitätskriterium dieser Konstruktion macht. Allerdings ging Lazarsfeld auch nicht wie Kracauer von einer fragmentierten, zertrümmerten und deshalb sinnentleerten, sondern von einer perspektivischen, komplexen und deshalb unüberschaubaren Wirklichkeit in der Moderne aus. Und diese Differenz ist es, die in der Synopse von ästhetischen und sozialwissenschaftlichen Verfahren der Wirklichkeitserschließung auf die prinzipielle und nicht nur graduelle Differenz zwischen kombinatorischer Montage und abstrahierender Synthese führt. Um Sinn geht es dieser überhaupt nicht.

(zuerst in: Gerhart von Graevenitz (Hg.): *Konzepte der Moderne* (Germanistische Symposien XX), Stuttgart 1999, S. 69-81.)